

Tagungsbericht „Perfektion und Perfektibilität“

Die Konferenz „Perfektion und Perfektibilität“ (29. - 30. September 2014) ist die vierte Tagung, die von dem Zentralinstitut „Anthropologien der Religion(en)“ (ZAR) in Erlangen ausgerichtet wird. Wie aus dem Ankündigungstext hervorgeht, zielt die Veranstaltung darauf ab, die Begriffe „Perfektion“ und „Perfektibilität“ unter historischen, theoretischen und praxisbezogenen Gesichtspunkten zu diskutieren. Die Tagung wird durch den Sprecher des Zentrums, Prof. Dr. JÜRGEN VON OORSCHOT, mit der Begrüßung der Teilnehmer eröffnet.

Bereits in dem ersten Beitrag „Vom absoluten Geist zum permanenten Provisorium. Die Wandlung des Perfektionismus zwischen T.H. Green und John Dewey“ zeichnet sich das ausgesprochen weite historische Spektrum des Konferenzthemas ab. Ausdrücklich betont der Referent CHRISTOPH HENNING (Philosophie, Wissenschaftskolleg Erfurt), dass sich perfektionistische Ethik keinesfalls auf theologische Fragestellungen reduzieren lasse, da sie bereits in der antiken Philosophie als ein zentrales kulturelles und anthropologisches Problem verhandelt worden sei. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist eine grundlegende Auseinandersetzung mit der Kritik an der perfektionistischen Ethik, die (wie etwa John Rawls 1971 in seiner Schrift „A Theory of Justice“) dem Postulat einer kontinuierlichen Entwicklung zu einem besseren Leben grundsätzlich paternalistische und sektiererische Tendenzen unterstellt, die auch der Legitimierung totalitaristischer Systeme dienlich seien könnten (Isaia Berlin). Vor diesem Hintergrund unterzieht HENNING die Schriften des in Deutschland wenig bekannten, jedoch äußerst einflussreichen britischen Perfektionisten T.H. Green und insbesondere dessen 1883 veröffentlichten „Prolegomena to Ethics“ einer detaillierten Analyse. Tatsächlich basiert Greens These von der Perfektibilität des Menschen auf der Annahme eines „göttlichen Prinzips“ („divine principle“), das sich mit zweifelhafter Autorität und Ausschließlichkeit artikuliert: „It represents a conception that affords *the only means* by which (...) we can put the whole thing together“. Allerdings will sich HENNING mit dieser negativen Zwischenbilanz nicht zufrieden geben und wendet sich im zweiten Teil seines Vortrags dem (von T.H. Green inspirierten) Versuch John Deweys zu, eine perfektionistische Ethik unter den Prämissen einer extremen Diesseitigkeit und somit ohne metaphysische Voraussetzungen (weiter) zu denken. Dewey zufolge obliegt die Entwicklung des Individuums der Verantwortung des Staates, der für die Entfaltung des gesamten Menschen und nicht nur einzelner seiner Qualitäten Sorge zu tragen hat. Im Unterschied zu T. H. Greens hegelianisch geprägter Annahme eines „absoluten Geistes“, der in einem fortdauernden Prozess der (Selbst-)Wiederholung das Streben nach Vervollkommnung im Menschen generiert, ist für John Dewey die Perfektibilität des Menschen ein kontinuierlicher Arbeitsprozess, „ein permanentes Provisorium“, das keine von ihm geschiedene höhere oder andere Instanz benötigt, sondern in sich selbst begründet ist: „Not

perfection, but the process of perfecting, maturing, refining is the aim in living. Growth itself is the only moral end“.

Die nachfolgende Referentin, ULRIKE LUDWIG (Geschichte der Frühen Neuzeit, IKGf Erlangen), beginnt mit einer - auch und gerade für die heutigen Bildungspolitiker - höchst aktuellen Anekdote, die davon berichtet, wie im 16. Jahrhundert die sächsischen Universitäten einer drohenden Mittelkürzung aufgrund einer geomantischen Befragung entgehen konnten. Ihr Vortrag „Mit magischen Mitteln zur richtigen Entscheidung. Die geomantischen Fragestücke Kurfürst Augusts von Sachsen (1526/53-1586) als Instrumente der Herrschaftsoptimierung“ beruht auf der Auswertung neuer Manuskriptfunde, den sogenannten „Frageheften“ der Kurfürstlichen Bibliothek, in die der Herrscher akribisch seine geomantischen Übungen notiert hat, so dass daraus zumindest ansatzweise die verschiedenen Anwendungsbereiche der Geomantie rekonstruiert werden können.

Die Referentin gibt zunächst eine kurze Einführung in die Geschichte und Praxis der Geomantie, die im Verlauf des 12. Jahrhunderts von Nordafrika aus über die Vermittlung des Islam nach Europa gekommen ist. Die Technik der Geomantie besteht darin, unter Ausschaltung des Bewusstseins punktierte Linien zu erzeugen, die anschließend zu spezifischen Figuren zusammengestellt werden und deren unterschiedliche Konstellationen die Beantwortung der zuvor gestellten Fragen gestatten. Im Unterschied zu der an allen europäischen Höfen des 15. bis 17. Jahrhunderts praktizierten Astrologie galt die Geomantie als eine eher simple Wissenschaft, für deren Ausübung keine hochbezahlten Experten notwendig waren. Möglicherweise ist das auch der Grund für die defizitäre Dokumentation dieser speziellen Divinationspraxis, wenngleich die Referentin zugleich betont, dass noch zahlreiche Quellen der Entdeckung resp. Auswertung harren dürften. Jedenfalls scheint die Geomantie einer Wissenstradition sowie einer entsprechenden Anwendungspraxis anzugehören, die nicht nur am Dresdener Hof bekannt und gängig waren und daher nicht allein durch die besonderen Vorlieben des Landesherrn, August von Sachsen, zu erklären sind, der übrigens bekennender Lutheraner war und strenge Verbote gegen die Ausübung schwarzer Magie erließ. Indessen diente ihm die Geomantie zur systematischen Kontrolle der landesweiten Berichterstattung wie zur Überprüfung seiner Beamtenschaft; darüber hinaus verließ sich der Kurfürst wohl auch in privaten Belangen auf die geomantischen Figuren, deren Erstellung er sich durch einen eigens dafür gedrechselten Würfel erleichterte. Allerdings wurde in allen diesen Fällen die Geomantie nur ergänzend und nicht als ausschließliches Erkenntnis- und Entscheidungsinstrument eingesetzt. ULRIKE LUDWIG interpretiert diesen Einsatz geomantischer Techniken als eine „divinatorische Variante der Vervollkommnung“: dem Herrscher sei offenkundig daran gelegen gewesen, die Zukunft zu kennen, um sich anpassen und für die Gegenwart die bestmögliche, mithin „perfekte“ Entscheidung fällen zu können.

Der zweite Konferenztag wird von einem Vortrag über „Die Perfektion des Möglichen. Optimieren und Messen als pädagogisches Projekt um 1900“ eingeleitet. Anhand eines signifikanten Fotos, das den experimentellen Psychologen und „Erfinder“ des Intelligenztests Alfred Binet mit einem kleinen Probanden zeigt, der gebannt und zugleich wie abwesend auf ein großes Messgerät blickt, veranschaulicht der Referent FLORIAN HEßDÖRFER (Pädagogik, Leipzig) die Thematik seines Beitrags: Das 19. Jahrhundert nimmt das „bessere Leben“ buchstäblich in den Blick, es zielt darauf ab, Ressourcen zu erkennen, zu messen und auszuschöpfen. Wie die systematischen Untersuchungen eines Francis Galton zeigen, kommt dabei der Statistik eine führende Rolle zu; wird noch um 1856 beklagt, dass es an Statistiken über den Menschen und vor allem über Kinder mangle, um diesen „ins Herz blicken“ zu können, scheint die psychische Erkundung des Kindes in der bald darauf erfolgenden tabellarischen Auflistung der „Vorstellungsinhalte“ von Dorfschülern im deutschsprachigen Raum einen vorläufigen Höhepunkt zu finden. Zugleich verweist der Referent darauf, dass diese Art der Erkundung und Erfassung seelischer Aspekte vor dem Hintergrund der Individualisierungsmaxime der zeitgenössischen Pädagogik zu sehen sei, die darauf abziele, eine möglichst ungestörte Entwicklung des Kindes zu gewährleisten.

Mit der von William Stern 1912 entwickelten Formel zur Berechnung eines „Intelligenzquotienten“ eröffnet sich eine neue Möglichkeit, menschliche Potentiale buchstäblich zu kalkulieren. HEßDÖRFER erinnert in diesem Zusammenhang an die zunehmende Ökonomisierung des zeitgenössischen Vokabulars, die sich etwa in Begriffen wie „Geistbewirtschaftung“ zeige. In diesen Kontext gehört auch die Feststellung des Reformpädagogen Georg Kerschensteiner, der in dem spielenden Kind – allerdings nur, wenn durch „Zucht“ eine allzu schnelle Sättigung verhindert werde - das Ideal einer produktiven, da „unerschöpflichen“ Arbeit verwirklicht sieht. Schließlich wird der amerikanische Pädagoge Henry Goddard (der sich übrigens zeitlebens für die Förderung lernbehinderter Kinder eingesetzt hat) mit seiner Kategorisierung von Kindern in „feeble minded“, „average“ oder „gifted“ und den dazu gehörigen Gebrauchsanweisungen für eine adäquate Erziehung (so sollte man etwa dem "begabten" Kind mit „Herausforderungen“ begegnen) der Idee einer effizienten Nutzung der menschlichen Intelligenz als gesellschaftlicher Ressource den Weg bereiten. Unter Berufung auf Adornos „Minima Moralia“ und dessen durchweg kritische Einschätzung einer ständigen Perfektibilität des Lebens beschließt HEßDÖRFER seinen Vortrag mit der Bemerkung, dass das „bessere Leben“ keinesfalls, wie der Komparativ suggeriere, als Steigerung des „guten Lebens“, sondern vielmehr als dessen Operationalisierung zu verstehen sei, die den Überschuss des Ideals „einkassiere“, das im „guten Leben“ noch als Desiderat und Jenseitiges angelegt gewesen sei.

STEFAN L. SORGNER (Philosophie) beginnt seinen Vortrag „Drei transhumanistische Arten der (post)humanen Perfektion“ mit einer Unterscheidung zwischen Post- und Transhumanismus. Während der Posthumanismus sich auf französische Denker wie Gilles Deleuze beziehe, sei der Begriff „Transhumanismus“ erstmals 1957 von dem Eugeniker Julian Huxley (dem Bruder des berühmten Autors von *Brave New World*) verwendet worden und habe sich daraufhin vor allem im englischsprachigen Raum verbreitet. Als „Vater“ des Transhumanismus gilt der australische Philosoph Nick Bostrom, der auf der Grundlage eines – wie SORGNER einräumt – historisch nur bedingt haltbaren Bildes der Epoche die generellen Ziele des Transhumanismus unter dem Begriff des „Renaissance-Ideals“ resümiert hat. Mit einseitigem Rekurs auf Pico della Mirandola (indem er dessen Bemühungen um eine Synthese von neuplatonischem Gedankengut und christlicher Ethik ignoriert) sieht Bostrom in der Renaissance ein durchweg säkularisiertes Zeitalter, das den Menschen dazu aufgerufen habe, sich auf allen Ebenen und mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln entsprechend eines klassischen Menschenideals zu bilden. Diese Verpflichtung zur Vervollkommnung besteht für Bostrom bis zur heutigen Zeit fort, so dass der Mensch gehalten sei, auch sämtliche ihm zur Verfügung stehenden Technologien zur Anwendung zu bringen, um sich zu einem „Renaissance genius“ zu bilden. Auch der australische Philosoph und Eugeniker Julian Savulescu, den SORGNER als Vertreter eines „common sense-Transhumanismus“ einführt, sieht in der Anwendung von Gentechnik, Nanotechnologie und Gehirn-Computern aktive Möglichkeiten für eine Höherentwicklung der Spezies Mensch. Für Savulescu, der bei dem einflussreichen Hirnforscher Peter Singer studiert hat, erstreckt sich die moralische Verpflichtung zur Vervollkommnung bereits auf eine Selektion bei der Befruchtung. Gute Gesundheit (vor allem Ausschluss von Behinderung), gesundes Fortpflanzungspotenzial, die Steigerung von Intelligenz und Gedächtnis sowie der Ausbau des Empathievermögens sind Savulescu zufolge allgemeingültige Ideale der menschlichen Gattung, zu deren Verwirklichung es zwingend geboten sei, sich moderner enhancement-Methoden zu bedienen. Im Unterschied zu Bostrom vertritt Savulescu kein „klassisches Schönheitsideal“, so dass sich seine Positionen in dieser Hinsicht vom „Renaissance-Modell“ unterscheiden.

Im abschließenden Teil seines Vortrags kommt der Referent auf eine vor allem im deutschen Sprachraum verbreitete Form des Transhumanismus zu sprechen, die er selbst, wie er hervorhebt, wesentlich mitgeprägt und durch zahlreiche Medienauftritte verbreitet habe. Unter Berufung auf Nietzsche und mit Hinweis auf ihre zwangsläufig paternalistischen Tendenzen betont SORGNER dabei seine Abwendung von jeder normativ ausgerichteten Ethik. Er postuliert die philosophische Notwendigkeit eines rigorosen Pluralismus, der im Rahmen gesetzlicher Bestimmungen – die allerdings ihrerseits immer wieder im Hinblick auf überkommene Archaismen (wie z. B. das Inzestverbot, das Verbot der gleichgeschlechtlichen Ehe u.a.m.) zu evaluieren seien – dem Einzelnen je nach individueller Ausrichtung und Interesse Wege zu einem „besseren Leben“ eröffnen solle.

In ihrem Beitrag „Heal the world’ – Das jüdische Perfektionierungskonzept *Tikkun Olam* und seine geistesgeschichtliche Transformation von rabbinischer Zeit bis zur Gegenwart“ beschäftigt sich AGNES BIDMON (Erlangen) aus – wie sie gleich eingangs betont – dezidiert literaturwissenschaftlicher Perspektive mit dem im frühen rabbinischen Judentum geprägten Konzept des „*tikkun olam*“, das häufig mit der Idee eines im jüdischen Glauben verankerten sozialen Engagements in Verbindung gebracht wird.. Allerdings hat der Begriff, der zunächst in der klassisch rabbinischen Literatur um 70 n. Chr. begegnet, zunächst eher restaurativen Charakter (als „fixing the world by making it a better place“ hat Peter Schäfer ihn paraphrasiert). Gemeint ist eine von Gott in der physischen und sozialen Welt etablierte Ordnung, die es nicht zu verbessern, sondern allererst zu erhalten gilt, da die Vervollkommnung der Welt allein Gott und nicht dem Menschen zusteht. Diese Auffassung erfährt jedoch – wie BIDOM ausführt - eine deutliche Veränderung im Rahmen der lurianischen Kabbala, die das liturgische Gebet und somit die Teilhabe der Gläubigen als Voraussetzung für eine "Wiederherstellung" Gottes ansieht und damit *tikkun olam* als einen aktiven Vorgang begreift. Im 18. Jahrhundert führt die jüdische Emanzipation zu einer Säkularisierung des Messianismus und einer allgemeinen gesellschaftlich-politischen Entwicklung, die das Heil zunehmend im Diesseits sucht. Mit dem Postulat eines ewigen Fortschritts, dessen „Machbarkeit“ als lineare Entwicklung gedacht wird, vollzieht sich eine paradigmatische Richtungsänderung des messianischen Denkens, die auch das *tikkun olam* affiziert und ihm zunehmend die Bedeutung einer im Judentum eingeschriebenen sozialen Verantwortung für die Weiterentwicklung der Gesellschaft zuschreibt.

Die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts werden diesen aufklärerischen Optimismus („mit eingebauter Nicht-Verschlechterungstheorie“) in sein Gegenteil verkehren. Allerdings erkennt die Referentin noch in Adornos Diktum, dass es „kein richtiges Leben im falschen“ gebe, einen Nachklang des *tikkun olam* in der Moderne. Sie interpretiert das bekannte Diktum als ein „Bilderverbot der Perfektion“, da sich diese Adorno zufolge dem Menschen entziehe, sprachlich nicht zugänglich und daher nur ex negativo zu beschreiben sei. Adornos zwischen 1944 und 1948 veröffentlichte „*Minima Moralia*“ mit dem Untertitel „Reflexionen aus dem beschädigten Leben“ erscheinen der Referentin als Versuch einer Reparatur eben dieses „beschädigten“ Lebens, der in Sprache und Duktus messianisch bestimmt sei und insofern an das ursprüngliche Verständnis von *tikkun olam* anschließe. Im Unterschied dazu gewinnt bei Judith Butler, die im Rahmen ihrer Kritik gegenüber der Politik Israels explizit auf das Konzept *tikkun olam* verweist, dieses erneut den Charakter einer dem Judentum eingeschriebenen Verpflichtung, einzustehen für das, was „gutes Leben in einer heutigen Welt“ sei und somit auch Widerstand zu leisten gegen das, was jenes verhindere. Somit manifestieren sich im Denken von Adorno und Butler die beiden wirkungsmächtigsten Ausdeutungen, die das Konzept des *tikkun olam* im 20.

Jahrhundert erfahren hat: kontemplative Wiederherstellung der geistigen sowie konkrete Verbesserung der materiellen Welt.

Das Paradox einer „(Un-)Vollendeten Perfektion“ bildet den thematischen Ausgangspunkt des nachfolgenden Beitrags, der - wie es im Untertitel heißt - „Eine narrative Ausdeutung des Begriffes *tam* anhand der Jakobsfigur“ intendiert. Es erscheint merkwürdig, so die Referentin MARTINA WEINGÄRTNER (Altes Testament, Erlangen), dass gerade Jakob, der sich auf dubiose Weise das Erstgeburtsrecht von seinem Bruder zu sichern weiß und auch sonst eher auf „krummen“ denn auf geraden Wegen wandeln wird, in dem Bericht über seine Geburt (der sein intrauteriner Kampf mit Esau vorausgegangen war) als „tam“ bezeichnet wird. *Tam* sei ein Begriff aus der Weisheitstradition, der eine Person mit einem richtigen Lebenswandel charakterisiere, einen Gerechten oder Weisen, der insofern – und mit Hinblick auf das Tagungsthema – eine Facette gelingenden oder „perfekten“ Lebens verkörpere. Ausdrücklich weist die Referentin darauf hin, dass sie sich Jakob als literarischer Figur und aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive annähern wolle. Zunächst werden die unterschiedlichen Episoden der Jakobserzählung mit Aussagen aus dem „Psalter“ und den „Sprüche Salomos“ konfrontiert und daraus ein spannungsreicher Prozess der Perfektion abgeleitet, in dem Jakob, der seiner Ungeduld und Maßlosigkeit wegen zunächst als das Gegenteil von *tam* erscheint, schließlich zur personalisierten Konkretion des Weisheitsideals avanciert.

In der narrativen Logik des Texts, so führt WEINGÄRTNER aus, nimmt die langsame Vervollkommnung Jakobs ihren Anfang in der Vision der Himmelsleiter, die ihn – ein Charakteristikum des „Weisen“ – Furcht vor den Herrn empfinden und ein erstes Heiligtum stiften lässt, während der mit Jacobs Flucht eingeleitete Persönlichkeitswandel zu einem *tam* in seinem Kampf mit dem Engel und dem nachfolgenden Identitätswechsel – „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel“ –beredeten Ausdruck findet. Jakobs Sieg geht dabei konsequent einher mit seiner Verwundung; seine demütige Aussöhnung mit Esau wird somit im Modus eines Perfektionsprozesses eingeleitet, der das Imperfekte impliziert.

Mit dem Referat „Würde, Defizienz und Perfektibilität – Intertextuell-dialogische Zugänge zum Adam-Mythos in der zeitgenössischen türkischen Theologie“ des Islamwissenschaftlers RÜDIGER BRAUN (Erlangen) wird das Fach der Islamischen Theologie, dass in der Türkei an zahlreichen Hochschulen gelehrt wird, in die Tagungsdiskussion einbezogen. Anhand des aufgeladenen Referenzbegriffs der "Menschenwürde" entwirft der Referent eine für die türkische Theologie charakteristische „Typologie der Diskurse“, wobei er zugleich betont, dass sich der Topos von der Würde des Menschen nur in einem gespannten Verhältnis zu einer Religion denken lasse, die sich – wie der Islam – als Religion der Perfektibilität par excellence verstehe.

BRAUN unterscheidet erstens einen „Ethico-Zentrismus“, der in der Nachfolge von al-Satibi davon ausgeht, dass der Islam universal sei, und Zugänge einer kritischen Theologie oder

Texthermeneutik grundsätzlich ablehnt. Mit „abgrenzender Perspektive“ bezeichnet BRAUN einen zweiten Diskurstypus, der generell antiwestlich geprägt sei und auch die Diskussion um Menschenrechte als „List“ eines säkularisierten Westen verwerfe. Der dritte Typus der „redaktiv-adaptiven Perspektive“ zeichnet sich BRAUN zufolge durch den Versuch einer „Indigenisierung“ der Menschenwürde aus: Indem Frömmigkeit als oberster Wert und die Ausübung des Glaubens als generelle Befreiung verstanden würden, postuliere man eine „doppelte Würde“ des Islam, die gleichermaßen dem Individuum wie auch der Gemeinschaft zukomme. Narrative Unterscheidungen würden zwar generell anerkannt, letztlich aber nur dem Islam Erlösungspotential zugeschrieben; entsprechend werde die Dynamik der Religionsgeschichte als Entwicklungsprozess von lokalen zu universalen Kriterien verstanden. Mit „Intertextueller Koranhermeneutik“ verweist der Referent auf einen vierten Diskurstypus, der für eine kontextbezogene Exegese des Koran plädiere und dessen Historizität als mündliche Quelle anerkenne. Das Interesse richte sich dabei vornehmlich auf die Art und Weise, wie im Koran biblische Stoffe verarbeitet werden. Auf diese Weise seien beispielsweise im Hinblick auf die Adam-Erzählung literarisch anspruchsvolle Interpretationen hervorgegangen, die allerdings stark eklektizistische und inkludierende Züge aufweisen würden. Eine allgemeine Würde des Menschen werde zwar zugestanden, nicht aber als Würde vor Gott.

Abschließend unterstreicht BRAUN seine Auffassung, dass sich der interreligiöse Dialog mit Vertretern dieser vierten Diskursrichtung zwar leichter gestalten lasse, doch sieht er, da auch hier der Koran als unbedingte moralische Direktive gelte, keinen gemeinsamen Nenner, keine „shared values“ und somit auch keine wirkliche Grundlage für eine Diskussion um eine säkulare Menschenwürde, die – so das Fazit – sich aus dem Korantext auch nicht herleiten lasse.